

Eine west-östliche Reise
zu den Spuren
der deutschen Teilung

Die Einheit erwandern

Als sich am 3. Oktober 2010 der Tag der Deutschen Einheit zum zwanzigsten Mal jährte, war dies für vier junge Journalisten vom Leipziger Lokalradiosender *mephisto* 97.6 ein gehöriger Grund, einen genaueren Blick auf „die Einheit“ zu werfen. Alle vier wurden in einem geteilten Land geboren, waren aber noch zu jung, um die Situation damals bewusst mitzuerleben. So konnten sie zwanzig Jahre nach dem Mauerfall ganz unvoreingenommen die Fragen stellen: Was macht die deutsche Einheit aus? Was hat sich seitdem in Deutschland verändert? Und was wird sich verändern?

Antworten auf diese Fragen wollten die Journalisten auf einer Wanderung quer durch Deutschland finden. In zwei Teams liefen sie dabei immer entlang des „Wanderwegs der deutschen Einheit“. Ein Team, Hannah Kappes und Jan Schilling, stammte aus den alten Bundesländern und das andere, Katja Schmidt und Sebastian Rumberg, aus den neuen. Auf der Wanderung lernten sie die jeweils andere Seite Deutschlands kennen. Die Startpunkte für ihre knapp 1100 Kilometer lange Tour waren die östlichste und die westlichste Stadt Deutschlands: Görlitz und Aachen. Zwei Bedingungen hatten sie sich für ihre Reise gesetzt: Beide Teams durften nur zu Fuß unterwegs sein und nur bei den Bewohnern der Gemeinden übernachten, an denen sie vorbeikamen.

Innerhalb von einem Monat wanderte jedes Team rund fünfhundert Kilometer, am 3. Oktober trafen sie sich dann in Heldra – direkt auf der ehemaligen innerdeutschen Grenze. Bis dahin erwanderten sie unzählige Orte, suchten Geschichten und sprachen mit den Menschen über ihre Erlebnisse zur deutschen Einheit – die sie dann in Beiträgen und Berichten verarbeiteten.

Die entstandenen Beiträge liefen während der Reise im Programm von *mephisto* 97.6 (Lokalradio Leipzig). Online berichteten die Wanderer zusätzlich auf einem eigenen Blog, was sie gerade auf ihrer Reise erlebten. Darüber hinaus erschienen ihre Berichte auf *Deutschlandradio Wissen* und *Spiegel Online*.

Der Blog mit allen Beiträgen, Interviews und Berichten ist noch immer online abrufbar über www.einheitswandern.de. Auf der Internetseite finden sich außerdem Hintergrundinformationen zum Wanderweg der deutschen Einheit und den vier Wanderern selbst.

Großes wird klein werden

Sebastian Rumberg, Team West

Als Kind war ich so verträumt, dass ich mitten auf dem Schulweg meinen Rucksack auf der Straße habe stehen lassen. Hätte mir damals jemand gesagt, ich würde einmal quer durch unser Land wandern und bei Fremden übernachten, ich hätte es ihm nicht geglaubt. Wahrscheinlich hätte es ihm auch niemand sonst geglaubt, der mich damals kannte – aus Angst, dass ich auch dabei meinen Rucksack mitten auf dem

Weg würde stehen lassen. Knapp zwanzig Jahre später war es dann aber so weit: Mit drei Kollegen wanderte ich zum zwanzigsten Jahrestag der deutschen Einheit quer durch Deutschland, um der Frage nachzugehen, wie die Menschen die Wendezeit erlebt haben und was sie heute darüber dachten.

Entstanden war die Idee vor nunmehr eineinhalb Jahren, als wir uns als junge Radio-Redakteure eines Lokalradiosenders überlegten, wie wir über zwanzig Jahre deutsche Einheit berichten sollten – vor allem deshalb, weil wir selbst noch zu jung waren, um uns an den Mauerfall erinnern zu können. Gern hätte ich jetzt erzählt, dass ich als politisch engagierter Dreijähriger auf der Mauer gestanden habe und den ersten Stein herausschlug, aber so war es natürlich nicht.

Im September 2010 wanderte ich – mittlerweile politisch sehr interessiert – mit einer Kollegin als „Team West“ einen Monat lang über fünfhundert Kilometer quer durch den Westen Deutschlands, immer entlang des „Wanderweges der deutschen Einheit“. Unser Weg führte uns von der westlichsten Stadt Deutschlands, Aachen, bis an die ehemalige innerdeutsche Grenze, und überall suchten wir nach Geschichten hinter der Wiedervereinigung. Wir unterhielten uns mit Lehrern und Grenzsoldaten, Flüchtlingen und Ausgereisten, mit Menschen, die mit uns ihre Erfahrungen eines Lebens in zwei Systemen teilten.

Nach unserer Wanderung sind mir vier Typen von Menschen im Gedächtnis geblieben: diejenigen, die uns in ihren Kinderzimmern, Hotelzimmern und Dachstuben haben kostenlos schlafen lassen; die Älteren, die uns ihre Geschichte erzählten, wie sie über die Grenze geflohen sind, das erste Mal Kontakt mit „der anderen Seite“ hatten und sich schließlich ein neues Leben aufgebaut haben; dann gab es noch die Menschen, die wir nur selten trafen, für die die Straßen in der anderen Hälfte Deutschlands viel glatter waren, die ihrem Solidaritätsbeitrag hinterhertrauerten und die Mauer lieber nie eingerissen hätten; und schließlich die Jüngeren und ganz Jungen, die Ost und West nur noch aus den Geschichtsbüchern und aus Erzählungen kennen. Von allen vier Gruppen kann man etwas Interessantes lernen, wie es um die „Mauer in den Köpfen“ bestellt ist.

Mit offenen Armen: Kommt nur herein

Tag 1 bis 10: Den Start haben wir verbockt! Unsere Berechnungen mit Google Maps stimmen nicht, die Wanderrouten wurden zum Teil doppelt so lang, und besonders in den ersten Tagen quälten uns immer auf den letzten Kilometern unsere schweren Beine und Gedanken – wenn wir es uns auch nicht leichter vorgestellt haben, so schwer sollte es wirklich nicht sein!

In über zwanzig Unterkünften haben wir auf unserer Reise geschlafen, und kein einziges Mal wurden wir schlecht empfangen. Ganz im Gegenteil: Nie hätten wir uns vorgestellt, mit wie viel Begeisterung die Menschen uns und unseren Fragen begegneten und wie offen sie über ihre zum Teil sehr persönlichen Erfahrungen mit der deutschen Einheit sprechen würden. Niemand hatte uns je das Gefühl gegeben, „die aus dem Osten“ zu sein – und nicht nur das: Auch die Rolle des Westens haben sie kritisch hinterfragt, Geschichten erzählt, in denen direkt nach der Grenzöffnung Menschen aus dem Westen das schnelle Geld im Osten suchten, indem sie Schrottautos für zum Teil das Zehn- oder Zwanzigfache verkauften.

Die Ausreißer und Ausgereisten

Tag 11 bis 20: Der Gang wurde uns mit der Zeit immer leichter. Knapp eineinhalb Wochen hat es gebraucht, bis wir unseren Büroalltag hinter uns gelassen haben.

Unsere Körper waren bald ihren bequemen Stühlen entwachsen und fühlten sich wohl in der Natur. Wir kamen immer schneller voran und hatten bald noch mehr Zeit für unsere Geschichten.

Die zweite Gruppe Menschen gehörte für unser Projekt zu den interessantesten: Leute, die illegal über die Grenze geflohen oder ganz legal mit dem Zug und einem unterschriebenen Ausreiseantrag in der Tasche in den Westen gefahren sind. Eines hatten sie alle gemein, und es wurde schon tausendfach erzählt: Mit Tränen in den Augen kamen sie im neuen Land an, in Auffanglagern, bei Freunden, Verwandten oder bei wildfremden Menschen. Von dem Moment an hätten die Geschichten nicht unterschiedlicher sein können: Sie schlugen sich als Unterhaltungsmusiker durch, bauten Gemeinden mit auf – oder gingen zurück in den Osten, weil sie die „schreiende Vielfalt“ nicht ertragen haben.

Es ist keine Überraschung, dass sich unter den Ausreißern und Ausgereisten alle über die Wiedervereinigung freuten, wenn auch mit kritischen Worten: Man hätte nicht einfach alles aus der DDR abschaffen dürfen, nicht alles ist schlecht gewesen im Sozialismus; aber klar, jetzt ist es auf alle Fälle besser.

Das Gras der Nachbarn blüht immer grüner

Tag 20 bis 30: Unsere Tage sahen mittlerweile immer gleich aus: Wir standen zwischen sechs und sieben Uhr auf, ein leichtes Frühstück, dann wanderten wir bis in den späten Nachmittag, bezogen unsere Unterkunft, unterhielten uns mit den Leuten und schrieben an unseren Beiträgen. Man könnte meinen: Abends beluden wir uns mit neuen Geschichten, im Wald verarbeiteten wir die Erlebnisse und strickten neue Berichte daraus.

In den Dörfern zwischen unseren großen Etappenzielen trafen wir auf unerwartete Meinungen. Menschen, die gar keine Einheit wollten, die Mauer sei doch gut, erzählten sie uns. Überhaupt: Was sei mit all dem Geld passiert, das sie seit zwanzig Jahren in den Osten werfen? Schaut euch doch unsere Straßen an! Im Osten ist jetzt alles besser, schaut euch die Straßen an. Da wäre zum Beispiel der Getränkehändler, der mit seinem kleinen Lkw durch die Dörfer fuhr. Ob er denn schon einmal im Osten gewesen sei? „Was will ich denn da?“ Und die Einheit? „Wenn es nach mir ginge, gäbe es die Mauer noch! Schaut euch doch unsere Straßen hier an! Eine Schande ist das!“

Die „Da war doch mal was“-Generation

Ab und an unterhielten wir uns mit den jüngeren und jungen Menschen. In einem kleinen Kurort in Hessen trafen wir auf eine Gruppe dreizehnjähriger Gymnasiasten. Wir nutzten die Gelegenheit, um sie zu fragen, was sie über die Einheit wussten und dachten. Die deutsche Einheit? „Find ich gut.“ Was war das eigentlich? „Das ist doch das, wo der Osten und der Westen zusammengekommen sind, glaube ich.“ Was verbindet ihr mit der Einheit? „Damit verbindet man, dass viele hilflose Menschen gestorben sind, nur weil sie in den Osten oder Westen kommen wollten.“ Wisst ihr, wann die Mauer gefallen ist? „1990? 1988? 21. September? 1989!“ Na, das ist doch was.

Die Hintergründe und Details verschwinden. Erlebtes wird zu Geschichten, landet als Erzählung und Faktensammlung in den Büchern – ein ganz natürlicher Verlauf. Das Gute ist, dass damit auch die alten Vorurteile verschwinden. Wenn auch nicht ganz. Wir haben gelernt, dass die alten Stereotype von Ost und West neuen Bildern

Platz machen. Aus dem „Ossi“ wird der Sachse, der Mecklenburger und Thüringer, aus dem „Wessi“ der Bayer und Schwabe.

Im geeinten Deutschland angekommen

Tag 34: Es ist der dritte Oktober, und wir sind angekommen – nach über einem Monat sind wir tatsächlich im kleinen Nest Heldra auf der ehemaligen innerdeutschen Grenze angekommen. Allen Menschen, denen wir bis dahin begegnet sind, hinterließen wir als Dankeschön ein Kärtchen: eine Einladung zu unserem gemeinsamen Tag der Deutschen Einheit am dritten Oktober in Heldra. Und wie viele gekommen sind! Über dreißig Menschen aus ganz Deutschland feierten mit uns in der Dorfhalle. Der Bürgermeister hielt eine Rede über die Einheit, das Projekt und wie schön doch jetzt alles sei. Danach stimmten alle mit ein, alle freuten sich über die neuen Erfahrungen und erzählten von ihren alten.

Ich möchte fest behaupten, dass sie es geschafft hat, die Wende. Fast alle Menschen, die wir trafen, stehen mit ganzem Herzen hinter ihr und freuen sich über das mittlerweile zwanzigjährige Ganze. Zwar gibt es sie noch in den kleinen Dörfern, die aus Prinzip dagegen sind, die in den Gärten der anderen immer das grünere Gras sehen und noch nie auf der anderen Seite waren, aber mit jeder Generation werden sie weniger werden. Ich bin mir sicher: Schon die gerade Heranwachsenden werden die Vorurteile nur noch aus Geschichten hören, über die alten Geschichten lachen können und mit Humor die letzten Grenzbrocken einreißen, die vor zwanzig Jahren noch ein ganzes Land teilten.

Natürlich werden die Vorurteile nie ganz verschwinden, sie werden sich eher wandeln. Aus dem Ossi wird der Sachse und Thüringer, aus dem Wessi der Bayer und Schwabe – aus den großen Systemen werden kleine, regional bezogene Ableger. Dann wird es nicht mehr der Ossi oder der Wessi sein, sondern im besten Fall einfach nur ein kleiner Junge, der seinen Schulrucksack auf dem Weg stehen lässt – oder wenigstens nur der mürrische Schwabe, der gemütliche Thüringer oder der arrogante Bayer. Zumindest bei uns in der Region sagt man ihnen das nach.

Eine Reise voller Geschichte und Geschichten

Jan Schilling, Team Ost

Bevor die Reise begann, führten wir viele Gespräche mit den Personen, die uns beherbergen sollten. Wir kannten einen großen Teil der Geschichten schon. Und doch waren wir auf die Realität nicht vorbereitet – darauf, dass wir manchmal wie ein Katalysator wirken sollten: Wir sahen Menschen, denen Tränen in den Augen standen, wir hörten manchmal die Wut mitschwingen auf „die da oben“ und ein wenig auch auf „die da drüben“, und oft sahen wir ein Leuchten in den Augen; immer dann, wenn die Menschen von der politischen Wende erzählten, und zwar in jeder noch so kleinen Ortschaft. Denn die Wende fand nicht nur in Leipzig, Dresden und Berlin statt, sondern auch in Geising, in Sohland am Rothstein oder etwa im

Sehmatal. Ja, der Mauerfall wurde überall erkämpft, an vielen kleinen Fußgängerübergängen genauso wie in Berlin – das steht nur in keinem Geschichtsbuch.

Die fetten Jahre

Die Erinnerung an den Mauerfall und an das Ende der DDR bewegte die Menschen, die wir auf unserer Wanderung trafen, noch heute. Jeder konnte sich genau erinnern, wo er am Tag des Mauerfalls war, was er dachte, fühlte, hoffte. Eine Zeit der Euphorie begann: „Wir dachten, jetzt ist alles möglich!“ Plötzlich gab es alles in großen Mengen: Baustoffe, Schokolade, Bier und Verheißungen des Westens. Politikern wurde ungehemmt die Meinung gesagt. Es war die Zeit der Glücksritter, des großen Aufbruchs, Geld schien grenzenlos zu fließen, es wurde angebaut und umgebaut, ja sogar den Neubau ganzer Straßen konnten Bürgermeister auf einem Bierdeckel beantragen. Langatmige Bürokratie war nichts für diese Stunden.

Doch in diesem Glauben an die „blühenden Landschaften“ war schon das Scheitern der inneren Vereinigung angelegt. Denn die Erwartungen, die alle und jeder für sich an die „neue Zeit“ stellten, wurden vielfach enttäuscht – mussten vielleicht enttäuscht werden, weil das Paradies nun einmal keine irdische Angelegenheit ist. Schon kurze Zeit später war das beschworene neue Land dem neuen fremden Alltag gewichen. Die Aufbruchstimmung ebte ab, Versprechungen von Investoren versandeten, die Bürokratie kam, es wurde schleppender, schwieriger, und heute sehen viele den Stillstand. Es geht nicht mehr voran nach zwanzig Jahren.

Der doppelte Verlust

Wir aber mussten vorankommen: Bis zum 3. Oktober waren gut sechshundert Kilometer zu erwandern. Nach unserem ersten Wandertag erreichen wir Sohland am Rotstein. Wir sind beim Bürgermeister des Ortes, Wilfried Zinke, eingeladen – seine beiden Söhne Dennis und Andreas beherbergen uns. Das Nachtquartier ist schnell bezogen, und dann werden wir schon auf die Terrasse gebeten, die Grillkohle knistert bereits. Es gibt Bier, Würste und ostdeutsche Spieße, alles in rauen Mengen. Bei Familie Zinke zeigt sich, welche Folgen die Deindustrialisierung des Ostens für die Familien hatte. Andreas fand in der Lausitz keine Arbeit, er arbeitet sechshundert Kilometer entfernt in Frankfurt am Flughafen. Trotzdem kommt er oft nach Hause. Er hat hier seine Freunde und seine Familie. Sein Bruder dagegen wollte nicht weg, er arbeitet als Handwerker in der Region und träumt davon, ein verfallenes Haus zu sanieren und eine Familie zu gründen. Eine Seltenheit, wie wir in den nächsten Wochen lernten.

Was der Weggang der Kinder für die Eltern bedeutet, das erfuhren wir am nächsten Tag, als wir bei Familie Mirle ankamen. Zwei echte Wanderfreunde sind unsere Gastgeber. Die Mirles haben Kinder, die wie Andreas nach der Wende weggezogen sind. Renate Mirle ist darüber immer noch traurig, sagt sie auch. Sie würde ihre Enkel gern öfter sehen. Die Wendegeneration im Osten verliert zweimal, so ist mein Eindruck: erst die Kinder und dann die Enkel. Früher sei das nicht so gewesen, Arbeit gab es genug und in den meisten Fällen auch gleich nebenan. Dennoch sei die Wende ein wichtiger Schritt gewesen.

Die Wende

Reinhardt Mirle nickt und schweigt. Er würde lieber über das Wandern reden und nicht über seine Zeit im nahe gelegenen volkseigenen Betrieb. Dort hatte er mit Repressalien zu kämpfen. Das ging sogar so weit, dass er als psychisch krank

abgestempelt wurde. Für diejenigen, die unter der DDR gelitten haben, gibt es in einem Punkt keine Diskussion: Die DDR war ein Unrechtsstaat. Als wir nach Geising hineinmarschieren, sehen wir überall bunte Zettel an den Laternenpfosten hängen: „Gemeindeabend – Persönliche Geschichten zur Wende“ steht darauf. Die Pfarrersfamilie Lüdeking, unsere Gastgeber, hatte eigens für uns zu dem Abend geladen und die Zettel verteilt. Und so sitzen wir gegen 20 Uhr inmitten von fünfzehn Geisingern, die kaum glauben können, dass wir sechshundert Kilometer zu Fuß zurücklegen wollen, und heimlich nach einem Auto vor der Tür suchen – aber es gibt keines. Sie sind begeistert, dass wir, zwei junge Menschen aus dem Westen, uns für sie und ihre Geschichten interessieren. Wir lachen viel an diesem Abend, weil wir hören, wie es war, als ein junger Mann zum ersten Mal in den Westen kam. Er ging in die Reisebüros und holte sich stapelweise Kataloge. So bunt war die Freiheit, dass die Kataloge schon fast die Reise selbst symbolisierten.

Doch zwischen die vielen Anekdoten mischen sich immer wieder nachdenkliche Gedanken. Viele der älteren Menschen beklagen die soziale Kälte, niemand helfe mehr seinem Nächsten. Dann redet leise eine Frau, sodass es still wird im Gemeindesaal: „Aber wir sind doch noch dieselben Menschen.“ Nicht ein System könne schuld sein an der mangelnden Solidarität einer Gemeinde, sondern die Personen selbst. Für mich ein faszinierender Gedanke.

Die Stadt mit den goldenen Dächern

Dieses „Früher war alles besser“-Gerede können viele Bundesbürger nicht mehr hören. Ich plädiere trotzdem oder gerade deswegen dafür hinzuhören. Weil wir nur so die Enttäuschung verstehen können, die viele Menschen im Osten noch immer bewegt. In Kirschau gab es das Textilkombinat VEGRO. Es gab so viel Arbeit, dass sogar Menschen aus dem sozialistischen Bruderland Polen mit Bussen in die Stadt kamen. In den Fabriken wurde für den Export produziert. Und heute? Die Textilindustrie liegt brach, die letzte Kneipe hat schon lange geschlossen, und das Kino ist vernagelt. Das verstehen nur wenige: Wenn wir für den Westen produziert haben, weshalb wurden unsere Fabriken dann geschlossen? Es geht hier weniger um Fragen der Ökonomie, als um ein Ohnmachtsgefühl.

Was am Ende bleibt

Unser Projekt Einheitswandern war eine seltene Gelegenheit, ganz dicht an die Geschichte heranzukommen und sie von jenen zu hören, die sie erlebt haben. Vieles ist uns erst in diesen vier Wochen klar geworden. Vor allem, dass die Wiedervereinigung in erster Linie die ostdeutschen Biografien umgeschrieben und -gewertet hat und noch immer destabilisiert. Und ich befürchte, dass sich diese brüchigen Identitäten weiter fortpflanzen werden. In den Köpfen der nachfolgenden Generation verhärtet sich das Denken in „Ost“ und „West“. Natürlich gibt es auch hier Ausnahmen, einschließlich uns selbst, wir teilen das Land nicht mehr in diese Kategorien, sondern in Regionen. Das beste Sinnbild für unsere gemeinsame Zukunft könnten die ehemaligen Grenzen sein – und zwar sowohl die Kilometer von der Ostsee bis ins Dreiländereck als auch jene zwischen Deutschland und der Tschechischen Republik. Wir können diese Grenzen einfach passieren ohne jede Angst. Das ist für uns alle wohl das größte Geschenk. Trotzdem: Wir dürfen nicht einfach Gras über die Grenze und die Geschichte wachsen lassen, sondern müssen genau hinhören und auch jene Töne aushalten, die uns nicht gefallen.